

MARTHA SOPHIE MARCUS

Salz und Asche

Buch

Lüneburg, 1656: Die Bevölkerung kämpft mit den Folgen des Dreißigjährigen Krieges und einer schweren Krise des Salzhandels. Die siebzehnjährige Susanne Büttner, Tochter eines angesehenen Salzfassmachers, führt seit dem Tod ihrer Mutter den Haushalt der Familie. Die Zeiten sind hart, und Susanne hat eine ebenso anstrengende wie verantwortungsvolle Aufgabe übernommen, trotzdem verläuft ihr Leben in relativ ruhigen Bahnen. Doch dann lernt sie den jungen Schmiedegesellen Jan Niehus kennen. Obwohl es Gerüchte gibt, er wäre früher mit Banditen umhergezogen, geht von ihm eine Anziehung aus, der sich Susanne nicht entziehen kann. Aber Susanne traut sich nicht, Jan ihre Gefühle zu zeigen, und verhält sich abweisend, wodurch der junge Bursche abgeschreckt wird.

Kurz darauf passiert eine Katastrophe: Die Stiefeltern des Schmiedelehrlings Albert kommen unter mysteriösen Umständen ums Leben, und seine Stiefgeschwister verschwinden. Als Albert der Taten beschuldigt wird, werden Jan und Susanne in die Aufklärung des Verbrechens verwickelt. Die unangenehme Situation hat allerdings einen positiven Nebeneffekt, denn Jan und Susanne kommen sich nun schnell näher und gestehen sich bald ihre Leidenschaft. Zur gleichen Zeit beginnt jedoch Lenhardt, der Sohn der wohlhabenden Familie Lossius, Susanne den Hof zu machen. Susanne muss sich nun entscheiden, ob sie Lenhardt heiraten und ihr Leben in den sicheren Grenzen der althergebrachten Ordnung verbringen will oder ob sie gegen die gesellschaftlichen Normen verstoßen und mit Jan den Aufbruch in eine ungewisse Zukunft wagen soll.

Autorin

Martha Sophie Marcus, geboren 1972 im Landkreis Schaumburg, studierte Germanistik, Soziologie und Pädagogik und verbrachte anschließend zwei Jahre in Cambridge. Heute lebt sie mit ihrem Mann und zwei Kindern in Lüneburg. Mit »Herrin wider Willen«, ihrem ersten Roman, feierte sie ein grandioses Debüt. Weitere historische Romane der Autorin sind bei Goldmann in Vorbereitung.

Von Martha Sophie Marcus außerdem bei Goldmann lieferbar:

Herrin wider Willen. Roman (47184)

Martha Sophie
Marcus

Salz
und Asche

Roman

GOLDMANN

1. Auflage
Originalausgabe November 2010
Copyright © 2010 by Martha Sophie Marcus
Copyright © dieser Ausgabe 2010
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Die Veröffentlichung dieses Werkes erfolgt auf Vermittlung
der Autoren- und Verlagsagentur Peter Molden, Köln.
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur München
Umschlagfoto: FinePIC
Redaktion: Eva Wagner
BH · Herstellung: Str.
Satz: DTP Service Apel, Hannover

eISBN 978-3-641-05156-3

www.goldmann-verlag.de



Die Tote im Fluss

Sexenkind! Totes Mädchen, Wiedergänger!«
Die Gassengören konnten es wieder einmal nicht lassen. Susanne Büttner bückte sich, hob eine vertrocknete Rübe aus dem Straßendreck auf und warf sie nach den aufkreischenden Kindern. »Wartet, ich helf euch, Lumpengesindel!«

Die meisten von ihnen liefen lachend davon, aber die drei größten Jungen gingen rückwärts und machten rüde Gesten.

Susanne schlüpfte aus ihren Holzpantinen, ließ ihr Bündel auf den Boden fallen und raffte den Rock, um loszulaufen. Das genügte, um auch die letzten Plagegeister in die Flucht zu schlagen. Sie konnte ihre Schuhe wieder anziehen.

Ihre große Schwester stand wie immer mit glühenden Wangen und gesenktem Kopf da. Regine wehrte sich nie selbst, obwohl der Spott ihr galt.

Susanne streckte die Hand nach ihr aus. »Komm weiter, Gine. Die kommen nicht zurück.«

Seit sieben Jahren trieben die Kinder es so. Man hätte meinen sollen, der Reiz hätte im Laufe der Zeit nachgelassen, doch so, wie immer neue Kinder heranwuchsen, wuchs auch die Spottlust nach. Susanne war jederzeit auf einen kleinen Kampf gefasst, wenn sie mit Regine ausging. Dabei

waren sie beide inzwischen erwachsen, und zu handgreiflichen Auseinandersetzungen war es schon seit langer Zeit nicht mehr gekommen.

Sie gingen an der Ratsapotheke vorbei bis zum Haus des Scherenschleifers. Susanne hatte eine Schere, ein Messer und eine Abziehklinge für Fassgauben im Bündel.

Der Scherenschleifer hatte Zeit, die Arbeit sofort zu tun. Susanne hätte gern gewartet, um zuzusehen, wie er das Werkzeug schärfte. Regine jedoch zog es zum Wasser, wie es sie immer zum Wasser zog, als hätte diese Anziehung nicht schon genug Schaden angerichtet.

Susanne seufzte und gab nach. »Wir kommen später wieder«, sagte sie dem Scherenschleifer. »Meine Schwester möchte den Fluss sehen.«

Der Handwerker nickte. »Merkwürdig ist das schon. Man sollte meinen ...«

»Ja, ja, sollte man. Aber so ist es eben nicht.« Susanne lächelte ihm entschuldigend zu und beeilte sich, Regine einzuholen, die schon zum Ufer der Ilmenau unterwegs war, auf ihre schwebende, deshalb aber nicht weniger zielstrebige Art.

Sie wanderten durch das Rote Tor aus der Stadt hinaus und auf dem Pfad am Flusslauf entlang bis zu den Bleichwiesen. Für Ende Mai war es noch kühl, aber besonders hier roch die feuchte Erde so angenehm nach Sommer, dass man ganz vergaß, wie die Ilmenau in dieser Jahreszeit stinken konnte.

Susanne überlegte, ob sie allmählich umkehren sollten, als sie hörten, dass am Wasser etwas Ungewöhnliches vor sich ging.

Regine stieg die Böschung hinunter, und Susanne folgte ihr gewissenhaft. Unten hatten sich Menschen versammelt,

die aufgeregt miteinander redeten, einige standen bis zu den Knien im Wasser auf der kleinen Sandbank, wo sonst Frauen die Wäsche ausspülten. Einen Büttel erkannte Susanne, ein paar Kinder und Wäscherinnen. Noch verdeckten sie Susanne und Regine die Sicht auf den Grund ihrer Aufregung, aber verstehen konnte man sie schon.

»Sie hat einen Stein um den Hals, der Herrgott sei ihr gnädig.«

»Ja, der Herrgott sei's, der Pastor wird es nicht sein.«

»Wer ist es denn?«

»Eine aus den Schiffergassen.«

Susanne blieb stehen, als sie begriff. Unweigerlich wurde ihr Blick vom fließenden Wasser angezogen. Weiß trieb ein Laken im Fluss, das eine Wäscherin vor Schreck hatte fallen lassen. Es bewegte sich in der Strömung, als wäre es etwas Lebendiges. So hatte sich der Unterrock ihrer Schwester bewegt, als sie leblos im Wasser des Hafens trieb. Weiß, weiß wie die offen flatternden Bänder der Haube, die Regine jetzt trug, als sie die Tote betrachtete, die auf der Sandbank lag.

Susanne beobachtete ihre Schwester ängstlich. Mit großen Augen sah Regine hinunter, staunend wie die Unschuld selbst, dann blickte sie wieder aufs Wasser. Weiß glänzte das spiegelnde Sonnenlicht auf den kleinen Wellen des Flusses und lenkte ihren Blick von der Leiche ab, die sie im selben Moment zu vergessen schien. Sie lächelte vertraumt.

Woran dachte ihre Schwester bloß? Susanne hatte so oft versucht, sie zum Sprechen zu bringen, aber Regines Gedanken blieben meistens eingesperrt. »Regine? Komm, wir wollen nach Hause.«

Regine schüttelte den Kopf, lächelte lieb und ging einen

Schritt näher an die Menschen heran, die sich die Tote ansahen. Einen Moment schaute sie noch, dann drehte sie sich zu Susanne um. »Sah ich so aus?«

Susanne zwang sich, einen Blick auf die ertrunkene Frau zu werfen, die schmutzig und aufgedunsen war. »Nein. Du sahst anders aus. Weiß und rein, wie ein Engel. Komm, Regine. Vater wartet.« Sie streckte ihr die Hand hin.

Regine lächelte nur. »Weiß wie die Gänse. Suse, liebe Suse, was raschelt im Stroh?« Sie fing leise an zu singen, und Susanne fühlte die altbekannte Scham. Energisch griff sie nun die Hand ihrer Schwester und zog sie mit sich. »Gine, da ist ein Mensch gestorben. Man singt kein Kinderlied, wo ein Mensch gestorben ist.«

»Sie wacht nicht wieder auf?«, fragte Regine.

»Nein«, sagte Susanne und fühlte sich alt und müde. »Das weißt du doch. Nur du bist wieder aufgewacht.«

»Warum ist sie ins Wasser gefallen?«

Susanne half Regine die kleine Steigung der Uferböschung hinauf. »Das weiß ich nicht. Woher soll ich das wissen?«

»Weiß, weiß nicht, weiß«, sang Regine und lachte ein kleines kindliches Lachen. »Suse, liebe Suse ...«

Das Haus der Büttners lag im Marktviertel, jedoch nicht weit entfernt vom Sülzviertel und der Saline, denn Salztonnen waren über Jahrhunderte das Hauptgeschäft der Fassmacher gewesen.

An der Vorderfront von Susannes Elternhaus wuchsen Wein, violette Waldreben und rote Kletterrosen, so wie an den Nachbarhäusern. Die Eingangstür war ein Kunstwerk der Holzschnitzerei, dessen filigran durchbrochene Muster Susanne und ihre Geschwister von klein auf fasziniert

hatten. Alle Büttnerkinder wussten, wie es sich anfühlte, mit den Fingerchen die Schnitzereien nachzufahren. Benutzen taten sie die Tür selten, fast immer bogen sie in die Durchfahrt seitlich vom Haus ein und liefen zur Hintertür, wo nicht gleich jemand fragte, ob sie saubere Füße hatten.

Außerdem gab es im Hinterhof die Werkstatt. Als Kind hatte es zumindest Susanne eher dorthin gezogen als in die Küche, wo die Mutter jederzeit Arbeit zu verteilen hatte.

Auch als sie nun mit Regine von ihrem etwas unglücklichen Ausflug heimkam, hätte sie gern bei ihrem Vater und ihren Brüdern hereingeschaut. Doch zuvor wollte sie die erschöpfte Regine ins Haus bringen.

Auf dem Tisch neben der Hintertür stand ein Reisigkorb mit trockenen Saaterbsen, und unter der Bank scharrt die Hühner. Jemand musste eben noch hier in der Sonne gesessen und Erbsen verlesen haben.

Regine blieb stehen und sah träumend den Hühnern zu. So konnte sie Stunden stehen. Susanne seufzte – wenn sie ihre Schwester allein draußenließ, konnte es geschehen, dass sie davonlief. Oder es kam ihr in den Sinn, auch die guten Saaterbsen an die Hühner zu verfüttern. Sanft fasste sie ihre Schwester am Arm. »Regine, komm, Lene und die Muhme brauchen gewiss Hilfe.«

Die alte Muhme, die in ihrer Küche arbeitete, seit Susanne denken konnte, war dabei, Schmalzbrote zu schmieren. Ihre Base Lene goss Dünnbier durch ein Sehtuch in den Krug. Es würde bald Mittagessen geben.

Auf der Tischkante saß ihr jüngstes Geschwisterkind, Liebchild, und biss bereits in eine Stulle. Sie war sieben Jahre alt, nicht mehr klein also, aber weil sie das jüngste Kind der Büttners bleiben würde, durfte sie vieles, was den Äl-

teren verboten worden wäre. Das war auch zu Lebzeiten ihrer Mutter nicht anders gewesen.

Liebchild blickte auf, als sie hereinkamen, und ihre Augen leuchteten. »Da seid ihr! War es schön?«

Regine ließ es sich gefallen, dass Susanne ihr aus dem Umhang half, und lächelte ihre kleine Schwester an. »Ja. Schön war es. Wir waren am Wasser.«

Schön war es. Susanne sah wieder die tote Frau vor sich. Regine hatte sie schon vergessen, und weil Klein-Liebchen von dem scheußlichen Erlebnis auch nicht brühwarm hören sollte, beschloss sie, es Lene erst später zu erzählen. Die Muhme war ohnehin taub.

Liebevoll sah sie von Liebchilds Gesicht zu Regines. Die beiden sahen ihrer Mutter ähnlich, mit ihren feinen Zügen und den hellen Haaren. Auch Liebchild würde groß und schlank werden, eine jüngere Ausgabe der Mutter, so wie Regine.

Ganz anders als sie selbst. Susanne nahm an, dass sie mit ihren siebzehn Jahren ausgewachsen war und daher immer einen halben Kopf kleiner bleiben würde als Regine. So schön wie ihre Schwester würde sie ebenfalls nie werden. Ihr eigenes Gesicht war rund, die Stupsnase sah nicht edel, sondern frech aus, und ihre staubig-blonden Haare waren unscheinbar.

Sie war die einzige gewöhnliche Person in ihrer Familie, fand sie. Alle sonst waren aus dem einen oder anderen Grund etwas Besonderes.

Sie sah zu, wie Regine sich auf die Küchenbank setzte, ein Schmiermesser zur Hand nahm und angestrengt beobachtete, was die Muhme tat. Ihre Schwester musste viele einfache Tätigkeiten immer wieder neu lernen. Man wusste nie, woran sie sich von einem Tag zum anderen erinnerte.

Mit einem stummen Seufzer trat Susanne an den Küchentisch und schlug dort das Bündel auseinander, das sie getragen hatte. »Das Messer und die Schere, Lene. Ich glaube, der Schleifer hat es gut gemacht. Ich bringe noch die Klinge in die Werkstatt.« Rasch hob sie die Hand, schob Liebchilds lose Haarsträhnen unter ihre kleine Haube und rettete sie damit vor dem Schmalz ihres Brotes. Dann nahm sie die Abziehklinge auf und ging zur Tür. Gedankenverloren wog sie den Geldbeutel in der freien Hand, der neben Messer und Truhenschlüsseln an ihrem Gürtel hing. Am Abend musste sie ihren Vater um neues Haushaltsgeld bitten.

Liebchild sprang vom Tisch und kam ihr zur Tür nachgelaufen. »Suse, wann machst du mir die neuen Puppenhaare?«

»Nachher, wenn es nichts anderes mehr zu tun gibt.«

»Ach, pööh. Du hast immer noch etwas anderes zu tun.«

Susanne lachte. »Da hast du recht, Liebchen. Deshalb hilfst du jetzt und stellst uns Becher auf den Tisch. Und den Käse.«

»Ach, pööh«, meinte Liebchild, aber sie war folgsam.

Als Susanne in die Böttcherwerkstatt kam, fingen die Männer gerade mit dem Aufräumen an. Ihr Vater und der Geselle Thomas stapelten fertige Salztönnen, ihr ältester Bruder Martin legte Dauben, Boden und Setzringe für eine große Bütte bereit. Till, der ein Jahr älter war als sie, ihr aber immer wie der Jüngere vorkam, fegte Späne zusammen, die beim Behauen der Fassdauben abgefallen waren. Es roch würzig nach Buchenholz.

Früher hatte sie sich oft gewünscht, ein Junge zu sein.

Sie hätte es großartig gefunden, ein Handwerk zu lernen. Was wäre sie stolz gewesen, so gute Fässer bauen zu können wie Martin! Er beherrschte sein Handwerk im Schlaf, obwohl es kein einfaches war. Eine falsch geformte Daube konnte ein undichtes Fass ausmachen und den Ruf bei den Kunden verderben.

Ihr Vater sah sie und lächelte. Sein Gesicht war so rund wie ihres, sein Bauch noch viel runder. Nun, zumindest wusste sie, wem sie ähnelte. Unwillkürlich erwiderte sie sein Lächeln. »Die Klinge, Vater.«

»Seid ihr also wieder zurück. War es schön am Wasser?«

Susanne legte die Abziehklinge zum Werkzeug und winkte ab. »Ach, hör mir auf! Sie hatten gerade eine tote Frau aus dem Fluss geholt, sie lag noch da. Regine hat es zum Glück schon wieder vergessen.«

Till hörte mit dem Fegen auf. »Eine Tote, wirklich? Wie sah sie aus?«

»Till! Lass sie in Ruh, du Galgenpilger. Du siehst doch, dass sie sich gruselt.« Martin war fertig mit seinen Vorbereitungen für die Nachmittagsarbeit und klopfte sich den Kittel ab.

Susanne fand es nett, dass Martin sie schützen wollte, glaubte aber, dass er ebenso für sich selbst sprach, denn er ekelte sich leicht.

»Eine aus den Schiffergassen soll es sein. Ich glaube, sie hat sich umgebracht«, sagte sie.

»Gott sei ihr gnädig«, sagte Ulrich Büttner. »Da hat sie sich eine Sünde aufgeladen. Nicht schön, dass ihr das sehen musstet, Kind.«

Till zuckte mit den Schultern. »Na, wenn ihr alle meint, dass das tote Elend so viel schlimmer anzusehen ist als das

lebende! Ich habe schon Schifferweiber gesehen, für die das unmöglich stimmen kann. Ehe ich die tagtäglich sehen müsste, würde ich lieber ...«

»Till!« Martin drohte spielerisch mit der Faust.

»Mir tut sie leid«, sagte Susanne. »Bevor eine so weit geht, dass sie sich das Leben nimmt, da muss sie doch viel Kummer gehabt haben.«

Ihr Vater war herangekommen und tätschelte ihr den Rücken. »Recht hast du, mein Mädchen. Kummer gibt es bei den Armen heuer reichlich, und manchem mag das den Lebensmut nehmen. Aber eine Sünde bleibt es doch. Ein einziges Leben bekommt jeder – mehr nicht. Das wirft man nicht weg.«

Susanne nickte nachdenklich. Niemand, der ihren tatkräftigen und geschäftstüchtigen Vater kannte, hätte sich vorstellen können, dass er jemals auf den Gedanken käme, sich das Leben zu nehmen. Andererseits war es ihm und seiner Familie auch in Lüneburgs schlimmsten Notzeiten nie so schlecht gegangen, dass er keinen Ausweg mehr gewusst hätte. Er hatte die Fassmacherei erfolgreich durch jede Flaute und jede Abgabenerhöhung gesteuert, den ganzen langen Krieg hindurch.

Martin hob die Arme, streckte und dehnte die Muskeln, die seit dem Morgenrauen tätig waren. »Kummer gibt es heuer nicht nur bei den Ärmsten – wo der Salzhandel so am Boden liegt. Bei den Sülfmeistern und Pfannenpächtern geht es nur noch darum, ob man Pfannen stilllegen sollte oder nicht. Die Siedemannschaften sind dann als Nächste ohne Lohn und Brot. Von uns ganz zu schweigen.«

Sein Vater schnaubte verächtlich. »Nun fang du nicht mit dem Unken an, nur weil du mal mit ein paar Sülfmeistersöhnen ein Bier getrunken hast. So reden sie seit Jahren,

und am Ende sieden sie doch. Ich habe gehört, dass dieser von Cölln, den sie jetzt als Unterhändler haben, ein gerissener Kerl ist. Der wird ihr Salz schon verkaufen. Gerade diese Woche will Herr Lossius mit seinem Sohn kommen und über neue Aufträge reden.«

Till lachte. »Oh, was für ein Glanz in unserer bescheidenen Hütte! Der ehrwürdige Ratsherr mit dem verrufenen Sohn. Wisst ihr, dass die Leute schon nicht mehr mitzählen, wie oft die Wachen Lenhardt Lossius im Dunkeln auf der Straße erwischt haben? Und jedes Mal auf einer anderen.«

Der Geselle Thomas, der beinahe so alt war wie Susannes Vater, stimmte in Tills anzügliches Gelächter ein. Ihr Vater dagegen strafte seinen Sohn mit einem finsternen Blick. »Das kann in den besten Familien vorkommen, dass ein Sohn aus der Reihe tanzt. Was meinst du, was die Leute wohl über dich reden?«

Till zuckte frohgemut mit den Schultern. »In meinem Fall dient es dem guten Zweck. Das Volk will unterhalten sein.«

Martin gab ihm einen Klaps auf den Hinterkopf. »Ein Dwarsbüddel bist du. Und was Lenhardt Lossius betrifft: So schlimm, wie das Gehechel ihn macht, ist er nicht.«

Till tanzte zwischen Werkbänken und Holz eine Umdrehung mit dem Besen und stellte ihn dann an der Wand ab. »Jawohl ist er so schlimm. Und warum nicht? Ist er doch der schönste Jüngling der Stadt, wenn man den Worten der Lüneburger Gänse trauen darf.«

»Neidischer Ganter«, meinte Martin.

»Nee, nee.« Till schüttelte sich und verzog das Gesicht.

»Mit Gänsen habe ich nichts im Sinn.«

Ihr Vater zog finster die Brauen zusammen und erhob

den Zeigefinger. »Das will ich hoffen. Höre ich auch noch, dass du tändelst, dann kannst du was erleben!«

Es wirkte ein wenig lächerlich, wenn ihr Vater drohte, weil seine Söhne ihm längst über den Kopf gewachsen waren. Tatsächlich war er ein langmütiger Mensch, der mehr Widerspruch von seinen Kindern duldete als manch anderer Vater. Doch zu weit durfte man auch ihn nicht treiben. Susanne kannte seine Grenzen gut, Till überschritt sie regelmäßig.

Die Glocke von St. Johannis schlug Mittag und beendete ihr Gespräch zur rechten Zeit. »Ihr könnt essen kommen«, sagte Susanne.

Das brachte das Lächeln zurück auf das Gesicht ihres Vaters. »Gut. Denn wollen wir mal Hände waschen, Jungs. Nach dem Essen muss jemand zur Schmiede gehen und Fassbänder bestellen.«

Beinah wäre Susanne ein »Darf ich mit?« herausgerutscht. Sie sah zu Boden, ihre Wangen wurden heiß. In diesem Fall durfte sie nicht zu viel Eifer zeigen. Es gab genug Arbeit im Haus für sie, und ihre Abwechslung für diesen Tag hatte sie schon genossen. Sie hätte sie jederzeit für einen Besuch in der Schmiede eingetauscht. Um das Schmiedehandwerk ging es ihr dabei allerdings nicht, und den wahren Grund sollte lieber niemand erraten.

»Ich nicht. Ich will gleich mit der Mostbütte anfangen«, wehrte Martin ab.

»Muss also Till gehen«, sagte ihr Vater widerwillig.

»Till geht gern«, sagte Till und grinste.

»Und vergisst das Wiederkommen«, knurrte Ulrich Büttner.

»Schick Suse mit. Die passt auf ihn auf«, schlug Martin vor.

In der Schmiede war es neben der Esse besonders an warmen Tagen vor Gluthitze kaum auszuhalten. Jan Niehus hockte draußen im Schatten der Hofmauer, um kurz auszuruhen. Die grau-weiße Katze der Hausherrin ließ sich wonnevoll von ihm kraulen, machte einen Buckel und warf sich vor Begeisterung gegen seine Beine.

Von drinnen gellten die gleichmäßigen, metallischen Schläge von zwei Schmiedehämmern. Sie arbeiteten an einer Reihe von Truhenbeschlägen. Meister Schmitt und der Geselle Rudolf machten gerade die Grobarbeit, Lehrling Albert hütete das Feuer in der Esse und bediente den großen Blasebalg. Der Meister würde Jan rufen, wenn es an die Feinarbeit ging, denn dafür hatte er eine bessere Hand als Rudolf, und die Beschläge sollten schön werden. Sie waren für Hochzeitstruhen bestimmt.

Bald würde auch Albert so weit sein, dass er seine Gesellenprüfung machen und die anspruchsvollen Arbeiten tun konnte. Das Feuer zu bewachen oder Eisen und Wasser zu schleppen genügte ihm schon lange nicht mehr. Meister Schmitt würde vielleicht einen neuen Lehrling aufnehmen und dann überlegen müssen, ob er einen von ihnen fortschickte. Denn die Aufträge wurden nicht mehr, der Stadt ging es nicht gut. Und die ganze Grapengießstraße hallte von den Schlägen emsiger Metallarbeiter, die gossen und schmiedeten, was das Zeug hielt, damit sie die Ersten und Besten im Wetteifern um die Kunden waren.

Wenn nichts geschah, was Albert beim Meister in Misskredit brachte, hatte Jan schlechte Karten. Denn gleichgültig, wie hohe Stücke Schmitt auf seine Arbeit hielt, Albert war für sein Alter ebenfalls gut. Außerdem war er der Sohn eines verstorbenen Lüneburger Hufschmieds. In Alberts Lebenslauf gab es keine Schatten, er konnte vielleicht

sogar eines Tages selbst Meister werden und die Schmiede übernehmen, wenn Schmitt kinderlos blieb. Er würde einen geachteten Bürger der Stadt abgeben.

Jan konnte davon nur träumen. Selbst wenn er härter dafür arbeitete und sich noch tadelloser verhielt als Albert, würde er dieses Ziel nicht erreichen. Er würde immer der Fremde mit der anrühigen Vergangenheit bleiben, dem man keine ehrenvollen Titel antrug.

Warum konnte Albert nicht wenigstens ein bisschen schlicht im Kopf sein, so wie Rudolf?

Jan wurde aus seinen Gedanken gerissen, als Kundschaft den Hof betrat. Er stand auf, rollte seine Hemdsärmel über die Oberarme herunter und zog den Ausschnitt zu recht.

Es waren zwei von den jungen Büttners, die da auf ihn zuspazierten. Auch sie würden keine Schwierigkeiten haben, zu geachteten Bürgern der Stadt zu werden, obwohl ihre alteingesessene Familie anders war als andere. Von Fassmacher Büttners Geschäftstüchtigkeit und Ehrgefühl sprach man mit Respekt, auch wenn im gleichen Atemzug auf seine merkwürdige älteste Tochter angespielt wurde. Drei Tage lang sei sie tot gewesen, dann wieder erwacht. Manche nannten das ein Wunder, andere nannten es Hexerei, wenn auch nur hinter vorgehaltener Hand. Alle sagten aber, es wäre ein Jammer, dass es nun schwachsinnig wäre, das schöne Kind.

Jan fand sie auch schön, aber er zog ihre Schwester vor, die ihm nun gleich gegenüberstehen würde. Susanne sagte nie viel zu ihm, wenn sie in die Schmiede mitkam, aber mit dem Meister, Albert oder Rudolf wechselte sie gelegentlich ein paar Worte. Deshalb wusste er, dass sie nicht unnahbar war. Es lag an ihm, dass sie sich nicht unterhielten. Was

hatte es für einen Sinn, Gespräche mit ihr zu führen, wenn er ihr doch nicht näherkommen durfte?

»Sei begrüßt, Jan Niehus, Meister der Eisenschnörkel«, begrüßte Till Büttner ihn.

»Sei begrüßt, Meister des Werkstattbesens. Hast du einen Auftrag, oder kommst du nur, um Spaß mit mir zu haben?«

»Kann man Spaß mit einem haben, der einen Zwölfpfundhammer zum Nüsseknacken benutzt?«

»Unsere Hausherrin nimmt einen zum Teigrühren.«

Sie lachten beide, erst dann nickte Jan Susanne zu. Flüchtig sah sie ihm in die Augen und gleich wieder zu Boden. Sie hatte nicht mitgelacht, lächelte aber. Es war ihrem Gesicht anzusehen, wie gern sie sonst lachte. Fast tat Jan ihr Anblick weh, sie gefiel ihm wirklich. Weiche Rundungen hatte sie, und sie bewegte sich so frei, als könnte sie jeden Moment loslaufen. Manche Mädchen gingen immer verkrampt einher.

Er hätte gern gewusst, welche Farbe ihre Augen genau hatten, aber sie sah ihn nie so lange an, dass er es hätte erkennen können. Und natürlich starrte er sie ebenfalls nicht an. Es führte zu nichts. Vielleicht würde er sich nie erlauben können, überhaupt einem Mädchen den Hof zu machen, und ganz sicher nicht ihr. Er würde für immer Geselle bleiben, und Schmiedegesellen durften in dieser Stadt nicht heiraten.

»Braucht euer Vater nur Fassbänder? Dann kannst du es auch mir sagen«, wandte er sich an ihren Bruder.

»Er will noch einen neuen Spundlochfasslöffel, den sollst du ihm machen«, sagte Till.

Nun lachte Susanne. »Was redest du denn da, du alter Fopphansel? Spundlochfasslöffel!«

Jan grinste. »Warte, ich fasslöfle ihm gleich eins.«

Die Hammerschläge in der Schmiede verstummten, und Meister Schmitt erschien im Tor. »Tach, die Herrschaften. Jan, du kannst jetzt weitermachen, wir sind so weit. Lass aber das Katzenvieh draußen. Das unvernünftige Biest fängt sonst eines Tages noch mal Feuer.«

Minka saß vor Jans Füßen und sah zu ihm hoch. Manchmal glaubte er, dass sie verstand, was Menschen sprachen. »Du bleibst draußen«, befahl er ihr.

»Spar dir die Worte. Wo die Liebe hinfällt, da wächst keine Vernunft«, prustete Till und griff sich die Katze.

Sobald Jan sich abgewendet hatte, drückte Till die Katze, ohne zu fragen, Susanne in die Arme und ging zu Meister Schmitt hinüber.

Das Tier war nicht erfreut darüber, herumgereicht zu werden, und sträubte sich. Susanne hatte Mühe, es festzuhalten, aber immerhin gab ihr das etwas zu tun. Andernfalls hätte sie Jan Niehus nachgegaft, während er zur Hofmauer zurückging, um seine Lederschürze zu holen. Er war ein schöner Mann. Kleiner als ihre Brüder, aber stark. Dunkle Haare, dunkle Augen und ein nachdenkliches, ernstes Gesicht. Er hatte Witz und konnte lachen, auch wenn er nie unbeschwert wirkte.

Wie immer, wenn sie ihn sah, fühlte sie eine seltsame Mischung aus Glück und Furcht. Er konnte nicht viel älter sein als Till, und er benahm sich kaum anders als ihre Brüder, trotzdem schüchterte er sie ein. Sie kannte keinen anderen Menschen, dem gegenüber sie sich so unsicher und unscheinbar fühlte. So musste er sie sehen, denn er hielt es selten für nötig, ein Wort an sie zu richten. Meistens bemerkte er sie kaum.

Die Katze war zu dem Schluss gekommen, dass es auf Susannes Arm doch recht angenehm war, und hielt still. Jan war in die Schmiede gegangen, aus der wieder Hammerschläge zu hören waren, heller und schneller nun als vorher. Till sprach mit Schmitt und brachte ihn zum Lachen.

Susanne wollte sich gerade ein Plätzchen suchen, von dem aus sie besser in die Schmiede spähen konnte, ohne dabei zu sehr aufzufallen, da kam ein Junge auf den Hof. Seinem derben graublauen Kittel und der Kappe nach gehörte er zu den Lastenträgern am Hafen.

»Tach«, sagte er zu ihr. »Ist der Albert to Huus? Ich soll ihn was fragen.«

Sie wüsste es nicht, wollte Susanne sagen, da rief Schmitt schon herüber: »Wat is denn?«

»De Albert. Isser da?«

»Jau.«

Kurz darauf kam der siebzehnjährige Albert aus der Schmiede. Er war stämmiger und plumper gebaut als Jan und hatte einen runden Schädel mit kurz geschorenen blonden Haaren. Verlegen begrüßte er Susanne, bevor er die Hände in die Seiten stemmte und sich unwirsch dem Jungen zuwandte. »Wat is?«

Susanne sah der Miene des Jungen an, dass er Albert auch nicht lieber mochte als umgekehrt. »Wegen der Toten, die sie heut Morgen rausgefischt ham«, sagte er mit gehässigem Unterton. »Dat war die Marianne, wo deine Stiefmutter war. Und die Büttel und alle wolln nu wissen, wo wohl ihr Kerl ist, der Wenzel. Und die Kinner. Ob du's wüsstest.«

Susanne drückte versehentlich die Katze so fest, dass sie entrüstet aus ihrem Arm sprang und floh.

Noch stärker war die Wirkung der Nachricht auf Albert. Er ließ fassungslos die Arme fallen und starrte den Jungen an, als hätte er nicht verstanden.

»Wat nu? Ja oder Nein?«, fragte der Unglücksbote.

Susanne wollte ihn anfahren, weil er sich so gefühllos benahm, bremste sich aber. Stattdessen holte sie Luft, um Albert ein paar tröstende Worte zu sagen.

Doch da sprach Albert selbst. »Lieber Gott. Was habe ich getan?«

»Du bist blass um die Nase. Hat es dich so mitgenommen, von Alberts Stiefmutter zu hören?«, fragte Till Susanne auf dem Heimweg.

»Ihre Leiche war kein schöner Anblick. Der arme Albert«, sagte sie, obwohl das nicht der Grund für ihre Erschütterung war. *Was habe ich getan?* Was hatte Albert damit gemeint? Er hatte ohne ein weiteres Wort mit dem Jungen den Schmiedehof verlassen. Vielleicht hatte sie sich verhört, hatte sie gedacht, und den anderen Männern bloß von der schlimmen Nachricht erzählt, die Albert erhalten hatte.

»Ich glaube, er hing nicht an ihr. Nachdem sie wieder geheiratet hatte, war Albert nicht mehr oft bei ihr. Konnte den Kerl nicht leiden, sagte er mal. Mehr weiß ich nicht. Ich unterhalte mich lieber mit Jan Niehus, der macht mir mehr Spaß. Was hast du eigentlich gegen den?«

Susanne sah ihren Bruder überrascht von der Seite an. »Gar nichts. Wie kommst du darauf?«

»Gegen andere bist du nicht so wortkarg.«

Zu Susannes Glück erwartete Till keine weitere Erklärung von ihr, denn seine Aufmerksamkeit wurde bereits auf etwas anderes gelenkt. Sie hatten den Weg durch das

Viertel eingeschlagen, in dem seit vielen Jahren nach und nach der Untergrund absackte. Die Häuser, die an den ungünstigsten Stellen standen, veränderten sich zunehmend und wurden immer schief, was sie beide gern beobachteten. Einige Gebäude hatten von der Vorderseite zur Rückseite ein Gefälle bekommen. Legte man dort eine Murmel auf den Boden, rollte sie vom einen Ende des Flurs bis zum anderen.

Viele dieser Häuser standen bereits leer, weil es den Leuten über geworden war, mit den schiefen, brüchigen Wänden und Böden zu leben, oder weil der Rat beschlossen hatte, sie zu räumen.

Gerade eben schien es sich wieder um eine solche Räumung zu handeln. Vor einer der schmalen, niedrigen Türen stand ein Karren, der mit einem bescheidenen Hausstand beladen war. Drei Kinder mit bedrückten Mienen hielten sich an seinen Holzsprossen fest, als würden sie fürchten, andernfalls zurückgelassen zu werden. Neben ihnen hatte sich ein Büttel mit einer Hellebarde in der Hand postiert. Sein rotes Wams leuchtete vor den unscheinbaren Farben der Fuhre.

Aus dem Haus drang eine schluchzende Frauenstimme auf die Gasse. »Vier Generationen!«, jammerte sie immer wieder.

Ein Mann murmelte beruhigende Worte. »Es ist nur ein Haus. Nur ein Haus«, hörten sie ihn sagen, als das Paar aus der Tür trat. Hinter ihnen verschloss ein zweiter Büttel in rotem Wams die Tür und nagelte einen Zettel daran. Die gleichen Bekanntmachungen hingen bereits an den Türen zur Rechten und Linken des Hauses.

Sicher würde bald die ganze Straßenseite leerstehen, und dann würde der Rat die Häuser abtragen lassen. Susanne

dachte an die Risse, die das Haus ihrer eigenen Familie aufwies. Glücklicherweise schien sich der Untergrund in ihrer Straße beruhigt zu haben.

Till und sie grüßten die Leute im Vorübergehen, doch die waren ganz mit ihren Sorgen beschäftigt und nickten kaum zurück.

»Ich habe mir die leeren Häuser alle schon von innen angesehen«, sagte Till leise. »Es gibt da noch eine Menge gutes Holz. Was meinst du, wer am Ende den Gewinn davontragen wird? Wohl nicht die Besitzer.«

»Es ist verboten, hineinzugehen, Till«, sagte sie. Dabei hatte sie längst vermutet, dass ihr Bruder in den Häusern gewesen war. In der Regel setzte Till die verbotenen Wünsche in die Tat um, von denen auch sie sich verlockt fühlte.

»Ich weiß nicht, was daran gefährlich sein soll. Die Häuser werden nicht plötzlich einstürzen.«

»Warum nicht? Außerdem genügt es ja, wenn dir Steine auf den Kopf fallen. Denk doch an die Marienkirche. Wie oft sind da schon Steine losgebrochen.«

Till lachte. »Ach, Suse! Das ist doch etwas anderes als diese Häuschen. Da fällt dir eher Mäusedreck auf den Kopf. Früher, als du klein warst, wärest du als Erste drin gewesen.«

Darauf erwiderte sie nichts. Till wäre nicht weniger unangenehm berührt gewesen als der Rest ihrer Familie, wenn sie sich je so ungezwungen verhalten hätte wie als Kind. Er zog sie auf und wusste doch genau, dass sie als junge Frau anderen Regeln zu gehorchen hatte als ein Kind oder als er selbst.

Zwei Tage nach dem Besuch in der Schmiede ging Martin Büttner, um die bestellten Fassreifen abzuholen, kehrte je-



Martha Sophie Marcus

Salz und Asche

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-05156-3

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2010

Üppig, farbenprächtig und sinnlich

Lüneburg 1656: Die 17-jährige Susanne Büttner, Tochter eines Salzfassmachers, führt seit dem Tod ihrer Mutter den Haushalt. Ihr Leben ist hart und eintönig, doch dann verliebt sie sich in den Schmiedegesellen Jan, der einen abenteuerlichen Ruf hat. Als ein Verbrechen geschieht und Jan und Susanne in die Aufklärung verwickelt werden, kommen sie sich schnell näher. Gleichzeitig macht der reiche Patriziersohn Lenhardt Susanne den Hof. Und sie muss sich entscheiden, ob sie Lenhardt heiraten oder mit Jan den Aufbruch in eine ungewisse Zukunft wagen soll.

 [Der Titel im Katalog](#)